

Muster transformativer Regionen

Eleonore Harmel



Egal ob der Ausbau der Wind- und Solarenergie, die Nutzungskonkurrenz von Wohnen, Gewerbe und Landwirtschaft um Flächen oder die zunehmenden Herausforderungen im Umgang mit unserem Boden – vieles, was Menschen in Stadt und Land bewegt, steht im globalen Kontext: Klimawandel, die Bewahrung von Demokratie, Ressourcenknappheit, Mobilität und der notwendige Wandel der Wirtschaftsweise, um nur einige zu nennen. In praktisch allen Lebensbereichen wissen wir, dass ein »weiter so< nicht funktionieren wird. Die gefühlte Ohnmacht angesichts der Übermächtigkeit der Herausforderungen und der komplexen Steuerungsmechanismen zwischen Kommunen, Landkreisen, Ländern, Bund und der EU ist groß. Das Dorf als kleinste gesellschaftliche Einheit hat seine Handlungsfähigkeit nahezu komplett eingebüßt, in vielen Kommunen scheinen die Einflussmöglichkeiten gering. Bei der Frage, wer in der Lage ist, den notwendigen Wandel zu gestalten, wird die Verantwortung allzu schnell auf die jeweils anderen Ebenen geschoben. Was wir aber auf unseren Forschungsreisen gesehen haben ist, dass es Menschen gibt, die aller Herausforderungen zum Trotz ihre Handlungsmacht durch Kreativität, Kooperation und Verantwortungsübernahme in kleinen Schritten zurückerobern.

Menschen machen Zukunft

Es braucht ›die Politik‹, die den geeigneten Rahmen schafft, es braucht Entwicklungs- und Regionalpläne und fähige Institutionen, die unsere Verwaltung, Infrastrukturen und Daseinsvorsorge organisieren. Aber der Schlüssel für die Transformation von Regionen liegt in den Menschen selbst – solchen, die in diesen Institutionen arbeiten als auch Unternehmer*innen oder den Akteuren einer bunten und vielfältigen Zivilgesellschaft. Diejenigen, die wir in diesem Band vorgestellt haben sind dabei allesamt, das was man als ›ganz normale‹ Menschen bezeichnen könnte, die sich mit ihren Fähigkeiten und Mitteln auf den Weg machen und dabei ihre Rolle finden. Es braucht die ›Anpacker*innen‹, die eine starke Verankerung vor Ort haben und mit Pragmatismus loslegen ebenso wie ›Anschieber*innen‹ als vernetzte Persönlichkeiten, die mitbekommen, welche Ideen vor Ort entstehen, und die gleichzeitig Anschluss an überregionale Netzwerke und spezialisiertes Wissen haben. ›Erfinder*innen‹ haben die Fähigkeit, mögliche Veränderungen zu denken und visionäre Ideen zu entwickeln und damit andere zu motivieren und zu begeistern – aber ohne ›Verwirklicher*innen‹, die die Dinge mit Beständigkeit umsetzen, kommen auch sie nicht weit. Sie sind die vielleicht am meisten übersehene Rolle bei der Transformation von Regionen. Der Einstieg in ein solches Gestaltungsengagement kann mitunter niedrigschwellig sein, ein Heimatfest oder eine Frauentagsfeier. Dabei werden Kooperations-, Organisations- und Diskursfähigkeit eingeübt. Mit diesem Rüstzeug werden dann die ›großen‹ Aufgaben angegangen: ein Bioenergiedorf mit Nahwärmennetz, eine gemeinwohlorientierte digitale Grundversorgung, ein Bürgerwindpark, Zukunftswerkstätten, lokale Mobilitätslösungen oder neuartige gemeinschaftliche Wohn- und Arbeitsformen. In jedem Fall, egal ob Heimatfest oder Genossenschaftsgründung, braucht es viel Geduld, einen langen Atem und Frustrationstoleranz.

Die daraus wachsenden regionalen Beziehungen und Netzwerke sind die Grundlage für eine lebendige Region. Es erscheint zunächst banal, doch leben wir in einer Gesellschaft, in der sich Alltagsrealitäten und Arbeitswelten, die Beziehung zur Landschaft und den Lebewesen in ihr ebenso wie die Strukturen der Verwaltung und Reglementierung aller gesellschaftlichen Bereiche weiter ausdifferenzieren, entfremden und polarisieren. So ist es eine nicht zu unterschätzende Leistung, wenn gemeinsame Prozesse, neue Kommunikationsformate oder Orte des Zusammentreffens organisiert werden.

Für den Vorliegenden Band haben wir zentralen transformativen Praktiken und deren Qualitäten herausgearbeitet und skizziert, ebenso wie die Vielfalt möglicher Entwicklungswege anhand der vier Regionstypen, die sich

daraus ergeben. Bei aller Unterschiedlichkeit der Persönlichkeiten, Ressourcen und Regionen, beobachten wir immer wieder ähnliche Muster, welche uns zentral erscheinen:

Gewohnte Zuschreibungen verlassen

Wo Zukunftsfragen debattiert werden, spielt Sprache eine entscheidende Rolle. Vereinfachende Zuschreibungen wie Stadt und Land sind dabei keine hilfreichen Begrifflichkeiten – weder als Raumkategorie noch als Eigenschaften im Sinne von urban und ländlich. Räume, gesellschaftliche Strukturen und individuelle Lebensstile weisen heutzutage ganz eigene Mischverhältnisse auf, die nicht durch polarisierende (im doppelten Sinne) Begriffspaare gefasst werden können.

Wenn eine Region es schafft, Aushandlungen anhand konkreter Ackerflächen, Immobilien, öffentlicher Räume, entlang der Flüsse und Wälder und deren konkreten Herausforderungen sowie Besitz- und Bewirtschaftungsverhältnissen zu führen, Handlungsspielräume zu ermitteln und Lösungen zu verhandeln, dann ist viel mehr gewonnen, als sich in scheinbar unverrückbaren Gräben zwischen ›Städtern‹ und ›Dörflern‹, ›Landwirten‹ und ›Naturschützern‹, ›Profiteuren‹ und ›Verlierern‹ zu verlieren.

Regionalkompetenz aneignen

Im Kapitel über veränderte Land-Stadt-Verhältnisse resümiert Anna Eckert, dass »die Bezogenheit auf Orte repräsentiert, wer wir sind und wie wir die Welt betrachten.« Regionale Transformation beginnt folglich dort, wo Menschen sich nicht nur auf ihre Scholle, ihr Dorf oder ihre Nachbarschaft beziehen, sondern sich die komplexeren Verflechtungen, Herausforderungen und Narrative einer Region zu eigen machen und Mitgestalten wollen.

→ 37

Die Grundlage dafür ist ein Verständnis der regionalen Eigenlogik, andere Akteur*innen im Blick zu haben, gemeinsam Koalitionen zu bilden und sensible Themen verhandeln zu können. Diese Fähigkeit wird im geografischen Diskurs als »Regionalkompetenz« (Geiselhart et al. 2019: 63f.) beschrieben. Basierend auf kollektiven Erfahrungen und Entwicklungswegen, weiß man, wie man miteinander spricht und was im Umgang mit anderen zu beachten ist. Regionalkompetenz wird damit zum Gegenstück des kontextunabhängigen Expertenwissens von Planung, Politik oder externer Beratung und die Grundlage für Ideen, Prozesse und Lösungen, die zur Region passen.

Selbermachen als Form des Selbsterhalts

- 59 Simon Julia Senft beschreibt anhand der Praktik des Selbermachens die Chance, die in der Selbstermächtigung, dem Hinterfragen von Machtverhältnissen und damit dem Öffnen neuer Möglichkeitsräume steckt. So lässt sich auch am Beispiel von Regionen die Frage stellen, welche Ressourcen hier noch selbst bewirtschaftet werden sollen – als Form des Selbsterhalts und als Basis einer regionalen Identität und Kultur. Nicht nur auf individueller, sondern auch auf regionaler Ebene können heute die meisten produktiven Tätigkeiten auslagert, »als Dienstleistungen privatisiert oder an übergeordnete Ebenen abgegeben werden« (Anders 2017: 152ff.) wie Kenneth Anders in einem Kommentar zur Debatte um den Erhalt der ›Daseinsvorsorge‹ beschreibt. Die Produktion von Lebensmitteln, Energie, Kultur, Bildung oder die Verwaltung lässt sich anhand klassischer Kosten-Nutzen-Rechnungen meist ›woanders‹ bzw. in Ballungszentren effizienter organisieren und gleichzeitig entstehen dadurch nicht nur neue Abhängigkeiten, sondern regionale Fähigkeiten, Verflechtungen und »sozialer Zusammenhalt« (ebd.) gehen damit verloren.

Man könnte in Regionen also bewusst fragen: Was wollen wir hier noch Selbermachen? Wie kann die Energiewende der Region zugutekommen? Welchen Beitrag kann Kultur für die regionale Entwicklung leisten? Welche Lernräume und Fähigkeiten wollen wir Kindern und Jugendlichen mit auf den Weg geben? An welchen Stellen und mit welchen Stellschrauben können wir die lokale und regionale Autonomie erhöhen?

Regionalentwicklung als Beziehungsarbeit

- Auf regionaler Ebene zu handeln ist eine kollektive Anstrengung. Deren Grundlage sind wiederum Netzwerke und Absprachen, sich darauf einzulassen, aufeinander angewiesen und voneinander abhängig zu sein. Es gilt neue Formen der gemeinsamen Organisation und des gemeinschaftlichen Besitzes zu entwickeln. Grundlage für solche Prozesse ist Respekt, Augenhöhe und die Wahrnehmung des Gegenübers, wie Simon Julia Senft anhand der Praktik des Miteinanderseins beschreibt. Der im Diskurs häufig genutzte Begriff ›Care‹, meint eben diese Fürsorge und gegenseitige Unterstützung, kurzum die Übernahme von Verantwortung für sich selbst und den größeren Kontext.

Damit transformative Akteure in einem regionalen Maßstab und über einzelne Projekte hinaus handlungsfähig werden können, brauchen sie einerseits regionale Koalitionen mit Institutionen und Verwaltungen, wie LEADER-Netzwerken, Wasserzweckverbänden, Handwerkskammern, Kirchen, Sozialverbänden, Landfrauen und regionale Planungsgemeinschaften und

andererseits eine Anbindung an überregionale Diskurse, Forschungseinrichtungen und den Austausch mit ähnlichen denkenden Akteuren des Wandels.

Offene Orte

Die Arbeit in Regionen ist zuallererst eine Arbeit an und in Netzwerken. Ein digitaler oder analoger Raum für Treffen erscheint häufig nur als Mittel zum Zweck, der Gemeindesaal oder eine Abstimmung per Videokonferenz scheinen dafür geeignet. Doch haben wir festgestellt, dass die Arbeit in regionalen Prozessen oftmals eine Gratwanderung zwischen verschiedensten Interessen ist, dass es um das Einlassen und gegenseitiges Verständnis geht. Dabei spielen bewusst gewählte und gestaltete offene Orte als Kristallisierungspunkte, Inspirationsquelle und Nährboden eine wichtige Rolle. Sie können viele Formen und Funktionen haben – egal ob Museum oder Gasthof, eine besondere Immobilie wie ein ehemaliges Wasserwerk oder Räumlichkeiten der Kirche, leer stehende Ladenlokale oder neu organisierte Dorfläden, alte Industriebauten oder verfallene landwirtschaftliche Gebäude. Die Ausstattung und die eigentliche Nutzung spielt dabei weniger eine Rolle, als dass der Ort bereits Fürsorge, Kooperation und Miteinandersein repräsentiert – etwa weil er als gemeinschaftliches Eigentum organisiert ist. Solche Orte wirken dabei selbst transformativ, weil sich in ihrer Nutzung neue Erfahrungen machen lassen und sie ›konstituierte Selbstwirksamkeit‹ darstellen, wie Judith Althaus über gemeinschaftliches Eigentum beschreibt. Regionale Prozesse können in dieser Atmosphäre leichter in Gang gesetzt und aufrecht erhalten werden.

→ 99

Resonanzerfahrungen und soziale Energie

Es geht, das ist uns auf der Reise zwischen Malchin im Nordosten und Oberschwaben im Südwesten klar geworden, bei Transformationsfragen nicht zuerst um Fakten, (Wirkungs-)messungen und Skalierbarkeit. Vielmehr erlebten wir immer wieder selbst und hörten in Erzählungen von anderen, welche Kraft in gemeinsamen, positiven Erfahrung steckt. Egal ob in einem gemeinsam erlebten Landschaftsspaziergang, Werkelaktion oder einem Abend mit gutem Essen und Musik – wir fühlen uns davon berührt und verändert. Hartmut Rosa hat dafür den Begriff Resonanz (Rosa 2016) geprägt. Nicht selten sind es solche Resonanzerfahrungen, in denen die Motivation, der Mut und das Vertrauen geschöpft wird, um den Wandel selbst in die Hand zu nehmen. In einem Artikel in der ZEIT (Rosa 2024) geht Hartmut Rosa noch weiter und umreißt die Vorstellung einer »zirkulierenden sozialen Energies«

→ 147

– die mehr wird, wenn sie kollektiv geteilt wird. So staunen wir immer wieder über eben diese Energie, die Menschen in ihre Arbeit, Ehrenämter und Projekte stecken – aller Herausforderungen zum Trotz. In unserer westlichen Gesellschaft, so Rosa, drängt sich die Frage auf, warum es sich ›lohnt‹, diese Energie aufzuwenden? Rosa mutmaßt – und das überlagert sich mit der Beschreibung der Aktiven – weil man dabei gleichzeitig ›Energie tankt‹. In solch einem partizipativen, beziehungs- und resonanzbasiertem Aktiv sein fallen »Geben und Empfangen« zusammen.

Neue Erzählungen

Ob Transformation gelingt, wird sich nur rückwirkend beurteilen lassen. Doch wir haben gemerkt, dass Transformation nicht nur vom heute in die Zukunft gerichtet ist, sondern ein andauernder, gerade jetzt ablaufender Prozess ist. Die Einordnung dieser Entwicklungswege geschieht anhand kollektiver Erzählungen, die von den Medien aber vor allem auch im Miteinander der Menschen entsteht. Die Vielzahl individueller Lebenserfahrungen verweben sich zu geteilten Werten, Erwartungen und Wahrnehmungen und daraus entstehen gesellschaftliche Narrative. Im Gegensatz zu den schnell wachsenden Dystopien und Zukunftsängsten können sie möglicherweise eine positive Orientierung und Zuversicht geben. Doch viele der großen und kleinen gesellschaftlichen Erzählungen taugen heute nicht mehr: die von Wachstum und Wohlstand, von technischem Fortschritt und einer sicheren Zukunft. Die Trockenlegung der Moore war eine gesellschaftliche Errungenschaft, um mehr Lebensmittel erzeugen zu können. Die Genese einzelner Betriebe war Grundlage für die Identität ganzer Städten und ihr Niedergang führte zum zwangsläufigen Ende einer Selbstwahrnehmung als erfolgreiche und innovative Region. Der ›Osten‹ wurde so lang als wirtschaftlich und kulturell rückständig, demokratiefeindlich und uninnovativ beschrieben, bis sich dieses Bild auch in den Köpfen der Menschen verfangen hat (vgl. Oschmann 2023: 74ff.). Lokal verwurzelte Narrative können uns abseits von Strukturdaten und Entwicklungsplänen erzählen, woher eine Region kommt, wo sie gerade steht und wie ihre Entwicklung weitergehen könnte. Und gleichzeitig braucht es an vielen Stellen die Kraft neuer Erzählungen, die nur gemeinsam weiterentwickelt werden können.

Solche neuen Erzählungen mit und in einer Region zu entwickeln ist möglicherweise ein Gestaltungsauftrag an Forschende, Planer*innen und Politiker*innen.

Transformative Regionen brauchen eine transformative Forschung und Planung

Die Forderung nach transformativem und transdisziplinäres Forschen, Reallabore und partizipative Formate steht schon länger im Raum. »Transdisziplinäre Forschung geschieht an den Schnittstellen zwischen Gesellschaft und Wissenschaft, ist auf die Erforschung und Transformation bzw. Lösung gesellschaftlicher Probleme gerichtet, indem sie die Probleme und die gesellschaftlichen Akteure zu einem zentralen Bezugspunkt dieser Forschung macht.« (Bergmann et al. 2010: 10) Doch was bedeutet das eigentlich für uns als Forschende und Planer*innen? Unsere Erfahrung aus verschiedensten Projekten zeigt, dass Forschung auf resonanten Beziehungen zu diesen Akteuren basiert, dass sie große Flexibilität in der Abarbeitung von Plänen und Zielstellung braucht und den Mut aus gewohnten Rollen herauszutreten und sich wirklich auf die Menschen und Orte mitsamt ihrer Probleme einzulassen. Kann man dies tun und zugleich objektiv bleiben? Transformation auch für unsere Disziplinen als Gestaltungsauftrag zu verstehen, bedeutet nicht nur an Lösungen, an Handlungsempfehlungen und entlang von Messbarkeit zu arbeiten, sondern das Potenzial der Gestaltung von Beziehungen, Gesprächen und Prozessen mitzudenken – und dafür Situationen und Räume zu gestalten. Dieses Buch von Geschichten der Veränderung und von den Menschen, die sie vorantreiben, von ihrer positiven, mutmachenden und produktiven Seite. Welche Rolle dabei wollen wir eigentlich als Forschende und Planer*innen einnehmen?

Literatur

- Anders, Kenneth (2017): Kultur der Daseinsvorsorge. Thesen für einen Diskurs. In: Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung (Hg.): Stadt Denken 1. Berlin, S. 152-158.
- Geiselhart, Klaus/Winkler, Jan/Dünckmann, Florian (2019): Vom Wissen über das Tun – praxeologische Ansätze für die Geographie von der Analyse bis zur Kritik. In: Schäfer, Susann/Everts, Jonathan (Hg.): Handbuch Praktiken und Raum. Bielefeld, S. 21-75.
- Oschmann, Dirk (2023): Der Osten: eine westdeutsche Erfindung. Berlin.
- Rosa, Hartmut (2016): Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin.
- Rosa, Hartmut (2024): Was ist soziale Energie. In: DIE ZEIT No. 3 vom 11. Januar 2024.
- Bergmann, Matthias/Jahn, Thomas/Knobloch, Tobias/ Krohn, Wolfgang/ Pohl, Christian/Schramm, Engelbert (2010): Methoden transdisziplinärer Forschung. Ein Überblick mit Anwendungsbeispielen. Frankfurt am Main, S. 10.

